

## D i e W i r t s c h a f t

Es ist eine kaum durchführbare Aufgabe über die Wirtschaft der Gemeinde zu schreiben, weil die dafür notwendigen Daten entweder fehlen, oder einem nicht zur Verfügung stehen. Dennoch will ich den Versuch unternehmen, auf Grund des vorhandenen Materials, ein Bild vom Wirtschaftsleben zu entwerfen, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, sondern im Bewußtsein nur Anregungen gegeben zu haben, in der Hoffnung, daß diese einmal, wenn die Möglichkeit besteht, aufgearbeitet und ergänzt werden.

Da wirtschaftliche Entwicklungen meist von geschichtlichen Ereignissen hervorgerufen werden, sind manche davon schon in den vorangehenden Abschnitten dieser Abhandlung behandelt oder erwähnt worden. Wenn das nun hier erneut geschieht, oder unterbleibt, wird der Leser um sein Verständnis gebeten.

Als die Ansiedler sich im Tal des Großkopischer Baches niederließen, bildeten sie von Anfang an eine auf Gedeih und Verderb verbundene Gemeinschaft, die nur aus Bauern bestand. Nachdem sie einen Teil des Bodens in gemeinsamer Arbeit gerodet und durch das Los aufgeteilt hatten, nahmen sie ihn unter den Pflug. Er war Eigentum der Gemeinde nicht der Bauern. Diese blieben nur Nutznießer desselben. Damit keiner benachteiligt sei, wurde die Verlosung in bestimmten Zeitabständen, vermutlich im Jahr der Brache, wiederholt. Auf diese Weise erhielt jeder bald besseren, bald weniger guten Boden, je nach der Lage des Grundstückes im Gewinn, s. furlänk, d.h. furchenlang.

Der gesamte nutzbare Boden, die Äcker und die angrenzenden Wiesen, wurde in drei Felder eingeteilt. Sie wurden Oberstes, Mittleres und Niederstes Feld genannt. Beiliegende Karte zeigt, wo die Grenzen derselben verliefen. Diese Einteilung wurde nach der Kommassation überflüssig. Jedes Jahr blieb eines dieser Felder brach. Es wurde nicht angebaut, sondern diente bis Mitte August als Weide. Dann führte man Stalldünger auf die Äcker und pflügte sie. Diese Arbeit wurde "brachen s. bræuxæn" genannt. Dann ließ man den Boden 2-3 Wochen liegen, damit das

Unkraut keime. Wenn aber Anfang September ein Regen fiel, wurde er noch einmal flach gepflügt, s. "gædruiszt", wodurch das frisch gekeimte Unkraut vernichtet wurde. Danach wurde der Weizen gesät. Das mußte von allen zu gleicher Zeit durchgeführt werden, weil es keine Zufahrt zu den einzelnen Grundstücken gab. Wenn daher die Weizenfelder grün wurden, konnte niemand mehr zu seinem Grund fahren, ohne den Nachbarn Schaden anzurichten. Darum wurde das Feld vom Ortsamt gesperrt. War der Weizen reif, wurde es für den Schnitt freigegeben, worauf alle Kräfte der Familie für diese Arbeit eingesetzt wurden. Die Garben blieben in Kreuzen, s. hūfān, zum Trocknen aufgestellt auf den Äckern. Nach einiger Zeit wurde ihre Einfuhr in die Scheunen erlaubt, wo sie bis zum Drusch lagerten. Hatten diesen die Männer früher mit dem Dreschflegel durchgeführt, so geschah das danach mit Göpelmaschinen, die durch Pferde betrieben wurden, während die Reinigung der Körner von Spreu und Unkrautsamen mit dem Trieur geschah. Zwischen den beiden Weltkriegen wurde diese Arbeit mit großen von Benzinmotoren getriebenen Dreschkasten verrichtet, die beide Arbeitsvorgänge auf einmal leisteten. War das Weizenfeld geräumt, erhielten die Hirten vom Hannen den Auftrag die Herden dahin zu treiben. Im darauffolgenden Frühjahr wurde es mit Sommerfrucht bebaut. Wenn dieselbe eingeerntet war, wurde das Feld bis zum nächsten Herbst brach liegen gelassen, damit der Boden raste. So wurde eine ständige Folge von Wintergetreide, Sommerfrucht und Brache eingehalten. Die Winterfrucht bestand aus Weizen, Wintergerste, ganz selten Roggen, die Sommerfrucht aus Hafer, Gerste, Hirse, Spelt und Buchweizen, später kamen Rüben, Mais und Kartoffeln dazu. Das war die Dreifelderwirtschaft, wie sie unsere Vorfahren aus der Heimat an Rhein und Mosel mitgebracht hatten. Daran hielten sie bis zur Güterzusammenlegung, unter der Bezeichnung Kommassation bekannt, fest.

Jeder Bauer benützte in jedem Feld mehrere Parzellen, sowohl Äcker, als auch Wiesen aus dem gemeinsamen Eigentum der Gemeinde. Nur der "Hof", bestehend aus Haus, Hof und Garten, war persönliches Eigentum der Wirte und berechtigte sie an



der Nutzung von Feld, Wald, Weide und Wasser teilzuhaben. Aber auch der Hof ging nach dem Tod erbenloser Familien ins Eigentum der Dorfgemeine über, die ihn an eine junge Familie vergabte. Aus Nutznießern wurden zuweilen frühzeitig Eigentümer. Wahrscheinlich durchbrach auch das Gräfengeschlecht von Großkopisch das alte Besitzrecht, indem es seine Macht und seinen Einfluß dafür verwendete, sich das Greveln zu eigen zu machen. Das war wohl mit Ursache dafür, daß die Dorfbewohner 1477 mit solcher Hartnäckigkeit für seine Entrechtung stritten. Es gab aber auch andere Gründe für die Überlassung des Bodens ins Eigentum des Einzelnen. Eine war darin zu suchen, daß die Landesbewohner durch die schweren Kriegswirren große materielle Opfer bringen mußten, das sowohl persönlich, als auch ihre Gesamtheit. Die verschuldeten Gemeinden überließen in dieser Not Teile der Gemeinderde für Geld an reichere Bewohner, damit sie die drückenden Schulden frei würden. So berichtet J. M. Salzer über BIRTHÄLM, daß 1591 das Rübentobstal verkauft, also gegen Geld in Privateigentum überlassen wurde. In gleicher Weise gingen auch in andern Orten Teile der Gemarkung aus Gemeinschafts- in Privatbesitz über.

Die große Verschuldung der Gemeinden hatte bedrückende Abgaben ihrer Bewohner zur Folge, was viele dazu bewegte in andere Orte abzuwandern, die weniger Schulden hatten. Von den Bemühungen der Nationsuniversität und der Synode, in dieser Frage Abhilfe zu schaffen, war schon die Rede. Jeder Ort verurteilte die Abgewanderten und suchte sie wieder zurückzubringen. Aber die aus anderen Orten zugewanderten Bauern wurden mit Haus und Hof bedacht, ja es wurden ihnen Äcker und Weingärten gegeben und ihnen mehrjährige Abgabefreiheit gewährt. So entstand auch wiederum Privateigentum. Auf diese Art erwarben auch zugewanderte Rumänen, die in entvölkerte sächsische Gemeinden als wirtschaftlich gleichberechtigte Bürger aufgenommen wurden, Grund und Boden. Das geschah vermutlich auch in Großkopisch, als man dem adligen Gläubiger 1699 den Boden wegnahm, den er als Pfand für ein Darlehen im Jahre 1676 von der Gemeinde erhalten hatte.



LEGENDE

- Grenze
- Grenzschanz
- Wege
- Weingärten
- Wald
- Weide
- Bach

# Flurkarte von Großkopisch

Stuhl/Kreis Mediasch



Unteres-  
 Mittleres-  
 Oberes Feld

Einteilung des Hatterts z. Zt. der Dreifelderwirtschaft.







Solange der Boden Gemeinschaftsbesitz war, und der Flurzwang der Dreifelderwirtschaft bestand, alle gleichsam gezwungen waren, den Grund rechtzeitig zu bearbeiten, konnten nur geringe soziale Unterschiede entstehen. Die Schwachen wurden durch die Arbeitsgemeinschaft der Gemeinde getragen. In dem Augenblick aber, wo der Boden Privateigentum wurde, begann das Recht auf Erbschaftsnachfolge, d.h. der Grund wurde auf die Kinder vererbt. Waren mehrere Erben, was meist der Fall war, wurde das Grundeigentum unter sie aufgeteilt, denn Raum für neue Rodungen, wodurch den Jungwirten der nötige Grund zugeteilt werden konnte, wie das in den ersten Jahrhunderten nach der Ansiedlung der Fall war, war nicht mehr vorhanden. Bei steigender Bevölkerungszahl wurde auf diese Art der Grundbesitz des Einzelnen immer kleiner, die Zersplitterung desselben immer größer, die Bearbeitung schwieriger und kostspieliger, und soziale Unterschiede immer häufiger. Diese waren vorerst nur durch die verschieden große Kinderzahl bedingt. Als nach der Kommassation jeder seinen Grund nach eigenem Ermessen bearbeitete, trat als entscheidender Faktor die größere oder geringere Tüchtigkeit, bedingt durch körperliche und geistige Begabung, dazu. Vielleicht aber auch in einzelnen Fällen bedenkenlose Geschäftstüchtigkeit.

Die Gemeinde besaß im Jahre 1883, nach der Statistik von A. v. Meltzl, insgesamt an Grund und Boden 4.301 Joch.

Davon waren: Acker	31% oder	1.335 "
Wiesen und Gärten	11,2%	483 "
Weinberge	17,2%	743 "
Wald	34,7%	1.492 "
Weide	5,7%	248 "

Diese Fläche teilte sich auf folgende Besitzer auf:

1. Die politische Gemeinde besaß 1.862 Joch, d.i. 43,3 %
2. Die sächs. Kirche und Schule 134 " 3,1 %
3. Die rum. Kirche und Schule 25 " 0,58%
4. Privatbesitz waren 2.280 " 53 %

Der durchschnittliche Grundbesitz betrug 10 Joch auf eine Wirtschaft, während der Durchschnitt in Siebenbürgen 14 Joch



ausmachte. Der größte Grundbesitzer hatte 31 Joch.

Der Anteil der sächsischen Bevölkerung am Privatbesitz machte 1570 Joch, oder 68,8 % aus, der der anderen Bevölkerung 710 Joch, oder 31,2 %. Der Bevölkerungsanteil der Sachsen an der Einwohnerzahl der Gemeinde betrug 54,2 %. Daraus ist ersichtlich, daß ihr Anteil am Gesamtbesitz prozentuell größer war, als der der Rumänen. Trotzdem waren die Wirtschaften zu klein. Etwa 60% unserer Bauern hatten weniger als 5 Joch Grund, eine Tatsache, die sich auch auf den Viehbestand auswirkte, der ebenso durch die geringe Weide- und Wiesenfläche bedingt war. Er bestand im Jahre 1883 aus:

128 St. Ochsen,	100 St. Kälbern,
105 " Kühen,	26 " Fohlen,
89 " Büffeln,	140 " Schweinen,
94 " Pferden,	510 " Schafen,
	200 " Ziegen und
davon 258 " Zugvieh.	80 " Bienenstöcken.

Auf 19,9 Joch Gesamtbesitz, oder auf 10,3 Joch Ackererde kam ein Paar Zugvieh. Die Vergleichszahlen für Gesamtsiebenbürgen betragen ein Paar Zugvieh auf 15,2 Joch Gesamtfläche und 9,8 Joch Ackerland - bei den Sachsen aber auf 13,9 bzw. 9 Joch. Auf die Seelenzahl bezogen entfielen auf 1000 Seelen:

250 Pferde, 631 St. Rindvieh, 420 Schafe und 320 Schweine. Der Viehbestand war in Großkopisch etwa 30% kleiner, als im übrigen Sachsenland. Zieht man neben diesem Tatbestand die geringe Zahl der Schweine und die große Zahl der Ziegen in Betracht, dann fällt die große Armut eines Teiles der Bevölkerung in die Augen. Ein Drittel der Familien besaß 1883 keine Schweine, und die Hälfte von ihnen hatte im Winter keine eigene Milch, weil sie in dieser Jahreszeit weder von den Ziegen, noch von den Büffelkühen zu melken war.

Der Grundbesitz der Gemeinde Großkopisch war in 8.334 Parzellen aufgeteilt, deren durchschnittliche Größe nicht mehr als 493 Kl<sup>2</sup> oder 0,086 ha betrug, während die durchschnittliche Größe einer Parzelle in Siebenbürgen 0,14 ha, also nahezu doppelt soviel ausmachte. Diese geringe Bodenfläche konnte die



Bauern nicht ernähren, denn bei der Dreifelderwirtschaft lag ein Drittel der landwirtschaftlichen Nutzfläche brach, und die angebaute Fläche brachte infolge der extensiven Bewirtschaftung einen geringen Ertrag. So erzeugten sie kaum soviel, als für den Eigenbedarf benötigt wurde. Es war sicherlich kein Zufall, daß der im Jahre 1455 erwirkte Wochenmarkt aufgelassen worden war.

Einem solchen Schicksal ergab man sich nicht tatenlos. An den vielen steilen Ost- und Südhängen, die als Ackerland nicht recht genutzt werden konnten, wurden Weinreben gepflanzt. Es entstanden über 20 Weinhalden, die bei den Flurnamen genau verzeichnet wurden. Im Jahre 1883 hatte Großkopisch 720 sächsische Einwohner, besaß aber 743 Joch Weingärten. Damit stand es an der Spitze aller Weinbaugemeinden des Sachsenlandes. Von ihrem Ertrag wurden die Bedürfnisse der Einwohner gedeckt, obwohl die Weinerzeugung geringer war als die anderer Gemeinden. Diese auffällige Erscheinung hatte ihre Ursache darin, daß die Großkopischer Bauern viele Trauben verkauften. Kaum begannen dieselben reif zu werden, fuhren sie jede Woche im Tal aufwärts, über die Fettendorfer Berge nach Agnetheln, wo sie guten Absatz dafür fanden. Für den Erlös deckten sie ihre Familien für den Winter mit Schuhwerk und Kleidung ein. Daß aber auch ihr Wein in Agnetheln bekannt und geschätzt war, geht aus der 1981 für das 1. Agnethler Heimattreffen in Sachsenheim veröffentlichten Festschrift hervor. Dort heißt es Seite 40 im Kapitel über die Taufe: "Will sich der junge Vater nicht lumpen lassen, läßt er "Kopischer" Wein kredenzen und nicht "Dreimalgehackten = Droumælgæsчуæftær." Das heißt reinen, ungewässerten Wein von Großkopisch. Der Weinbau war aber in Siebenbürgen keine sichere Einnahmequelle, weil nur jedes dritte bis vierte Jahr eine reiche Traubenernte zu verzeichnen war. Wenn das aber eintraf, dann wurde der Preis des Mostes so niedrig festgesetzt, daß sich erstrecht kein Überfluß einstellte. Der Most wurde jeden Herbst von der Stuhlsversammlung von Mediasch geschätzt oder gesoost. Zu dem Zweck besuchten ihre Sonderbetrauten kurz vor der Weinlese die weinbauenden Gemein-

den, um sich an Ort und Stelle über Menge und Güte der gewachsenen Trauben zu informieren. Nach ihrem Gutachten wurde dann der Preis des Mostes festgesetzt. Dieses Verfahren wurde bis zum Jahre 1809 geübt, als das Gubernium von Siebenbürgen es verbot und bestimmte, daß jeder seinen Wein wo und wie er wollte verkaufen dürfe. Diese Bestimmung brachte aber keinen Vorteil, weil sich der Preis weiterhin nach dem Angebot richtete. Die szekler Gastwirte, die am Gallustag, dem 16. Oktober, wenn die Weinlese begann, mit ihren leeren Fässern unterhalb der Weinhalden hielten, waren über die Ernte und über die Güte derselben genau so gut unterrichtet, wie die Beauftragten der Stuhlsversammlung. Die Käufer machten nun den Preis.

Der Verkauf des Mostes im Herbst bedeutete einen Verlust für den Erzeuger. Drei Monate später hätte der Wein einen viel höheren Preis gebracht. Um den Verkauf jedoch hinausschieben zu können, hätte es einer Genossenschaft bedurft, die dem Bauern einen Vorschuß zum Durchhalten gegeben hätte, mit dem er die Wartezeit hätte überbrücken können. Aber die fehlte noch in der Zeit. Trotzdem war der Weinbau die Einnahmequelle, aus der nicht nur die Bedürfnisse der Familie gedeckt werden konnten, sondern auch die Steuern beglichen wurden. Es war geradezu ein Bedürfnis unserer Bauern ihre Pflicht dem Staat gegenüber zu erfüllen. Nichts verletzte ihn in seinem Ehrgefühl so sehr, als wenn ihm jemand wegen einer Schuldigkeit "um die Türe kam", d.h. ins Haus kam. So waren denn auch im Jahre 1883 von 3546 fl, welche die Wirte von Großkopisch zu zahlen hatten, nicht mehr als 100 fl. im Rückstand, obwohl die Steuern im Laufe von 26 Jahren um 50% erhöht worden waren.

Die Vernichtung der Weingärten durch die Reblaus nach 1884 bedeutete für alle Weinbauern Siebenbürgens eine schwere wirtschaftliche Schädigung, für die von Großkopisch aber eine Katastrophe, weil mehrere Weinmißernten vorausgegangen waren, und ihre Einnahmen aus dem Ackerbau und der Viehzucht so gering waren, daß es ihnen an dem nötigen Kapital für Neuanlagen mit Reben, die auf amerikanische Unterlagen veredelt waren, fehlte. Darum wanderten viele junge Männer aus. Die Folge war



nicht nur ein Frauenüberschuß von 8,34%, sondern ein weit größerer Ausfall an jungen männlichen Arbeitskräften.

Welche Steuerlasten auf den Gemeinden der zwei Stühle lagen, erfahren wir zum erstenmal aus einer Aufteilung des Mediascher Stuhles aus dem Jahre 1510. In dem Jahr entfielen auf die beiden Stühle Mediasch und Schelk 298 Mark, wovon Großkopisch 12 zu zahlen hatte. Im Jahre 1508 hatte Mediasch auf 28 Mark insgesamt 408 fl gezahlt. Es fielen also auf eine Mark 14,57 fl. Daraus läßt sich errechnen, daß Großkopisch in dem Jahr 175 fl zu zahlen hatte.

Nach dem Jahre 1513 teilte man die Steuern auf sog. Zahlhäuser, s. tsolász, oder Porten auf. Großkopisch hatte deren zwei, Mediasch, Meschen und Birthälm je 4. Im Jahre 1579 zahlte die Gemeinde Großkopisch 780 Gulden Steuer, was eine Belastung von etwa 6,5 Gulden auf die Familie bedeutete. Zu diesen regelmäßigen Abgaben kamen solche für die Bedürfnisse des Stuhles, und die willkürlich vom Landesfürsten und den Türken geforderten Leistungen, die nach 1658 eine bedrückende Höhe erreichten. Großkopisch konnte seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen, weil sie seine Leistungsfähigkeit überstiegen. Es geriet in Schulden und in die Abhängigkeit von einem adligen Gläubiger. Anderen Gemeinden, volkreicheren und wirtschaftlich besser gestellten, erging es auch nicht besser. An anderer Stelle war davon schon ausführlich die Rede.

Durch Mißernten, Seuchen und die vielen Kriege, die Österreich führte, wurde die Steuerlast nicht geringer. Zu Beginn des 19. Jahrh. brach besonders schwere Not über das Land herein. Im Jahre 1802 wurde es von einem schweren Erdbeben heimgesucht, dessen Schäden an der Großkopischer Kirche erst 1882 entgeltlich behoben werden konnten. Wiederholte Mißernten führten zu Hungersnot in ganz Europa. In Siebenbürgen erreichte sie ihren Höhepunkt im Winter 1816/17. Das Gubernium hatte schon zu Beginn derselben verschiedene Maßnahmen zur Behebung der Not ergriffen. Am 13. März 1806 wurde allen Bauern der Anbau der Kartoffel empfohlen und Anleitungen dafür gegeben, wie es geschehen müsse. Diese war 1565 von Amerika nach Spa-

nien gebracht worden, 1580 war sie in Italien, 1596 in Holland bekannt, aber in Deutschland fand sie erst im Hungerjahr 1772 Verbreitung. Anfangs wurde sie nur auf die Tische vornehmer Leute aufgetragen. Sie verbreitete sich im Vergleich zum Tabak, der auch aus Amerika eingeführt worden war, sehr langsam. Der hatte in kurzer Zeit einen Triumpfzug durch Europa angetreten. Im Jahre 1815 wurden in BIRTHÄLM 173 Kübel Kartoffeln angebaut, in Großkopisch kaum halb so viele. Ein Ertrag von 618 Kübeln erschien in BIRTHÄLM so gewaltig, daß er im Marktbuch verzeichnet wurde. Der Anbau derselben ging so schleppend voran, daß sich das Gubernium veranlaßt sah, ihn im Jahre 1815/16 zu urgieren. Im Jahre 1806 wurde die Abschaffung der Ziegen und der Hunde und die Abgabe von Vogelköpfen angeordnet. Ein Jahr danach wurde die Schnapserzeugung aus Frucht untersagt und 1812 noch einmal ein verschärftes Verbot erlassen. Im Jahr 1811 war viel Obst und Wein, aber wenig Frucht. 1814 herrschte von März bis Juni große Trockenheit, aber von Juli bis September war so viel Regen gefallen, daß die Frucht auf den Feldern zugrunde ging, weil sie nicht eingebracht werden konnte. Vom 12 - 14 Mai und am 8. Oktober 1814 fiel ein Schnee von 30 cm. Darum war die Frucht schwach, die Weinernte vernichtet, so daß ein Eimer Wein 8 fl kostete. Auch 1815 war eine schwache Ernte. Der Mediascher Stuhl kaufte für die Gemeinden 500 Kübel Mais und teilte ihn auf. Der eigene Mais war milchig geblieben, weshalb der Bevölkerung der Rat gegeben wurde, die Kolben zu kochen, in zwei Finger breite Scheiben zu schneiden und zu trocknen. Im Winter wieder aufgekocht, ergaben sie eine süßliche Suppe. Man nahm in dieser Not sonderbarerweise zu der Frucht Zuflucht, deren Anbau 1686 vom Landtag verboten worden war. Doch schon 1701 wurde das "Türkisch Korn", so genannt, weil es aus Gebieten eingeführt worden war, die unter türkischer Herrschaft waren, auch bei uns in erhöhtem Maße angebaut. Denn trotz des Verbotes wurde der Mais schon 1718 als Mühlenmaut erwähnt. Das Verbot über seinen Anbau wurde vermutlich darum erlassen, weil er größeren Schatten warf und das Feld später räumte, als die andern Sommerfrüchte, wodurch die her-



gebrachte Flurordnung gestört wurde. Doch wurde er auch in Großkopisch in immer größerem Maße angebaut, so daß sich die Gemeinde im Jahre 1795 verpflichten konnte, dem Maurermeister Simon Peter aus Kleinschelken außer dem Lohn in Geld und 5 Kübel Brotfrucht auch 2 Kübel Kukuruz aus der 1788 erbauten Kirchenmühle zu geben. Die geringe Menge läßt den Schluß zu, daß der Mais damals schon zur Speise verwendet wurde, d.h. man hatte den Maisbrei, Palukes, schon essen gelernt.

Damit Spekulanten die Not der Bevölkerung nicht zu ihrer Bereicherung nützten, wurde 1815 der Handel mit Frucht verboten. Verboten wurden auch alle Versammlungen, die Rockenstuben und die Nachbarschaftsversammlungen und - feste. Es wurden auch erstmals Anleitungen zum Anbau von Sonnenblumen und zur Erzeugung von Öl gegeben. Es wurden Ratschläge erteilt, wie man aus allerlei Baumkörnern, Eicheln u.a. ein eßbares Brot erzeugen könne. Im Jahre 1816 schenkte der Staat armen Bauern Pferde, damit sie den Boden bebauen könnten. Im Jahre 1816/17 verließen viele hungernde Menschen ihre Wohnorte und zogen bettelnd durch das Land. Nach einer normalen Ernte von 1817 war die schwere Not endlich zu Ende. Nur die hohen Sterblichkeitsziffern zeugten noch einige Jahre danach von ihr.

Wie groß die Teuerung in den Jahren 1807 - 1811 war, zeigt die folgende Tabelle. (Nach J.M. Salzer, S. 230 )

Gegenstand	1807	1808	1810	1811	1815
Korn, Kübel	8-12 fl	12-14 fl	32 fl	40 fl	15 fl
Mais, "	6 fl	9 fl	20 fl	36 fl	12 fl
Rindfleisch, Pfund	8 kr	20 kr	30 kr	42 kr	---
Wein, 1 Maß	30 Kr	60 kr	80 kr	1 fl	Eimer 5fl
Wein, 1 Faß, 40 Ei.	-----	150 fl	200 fl	2-450 fl	-----
1 Paar Ochsen	150 fl	300 fl	500 fl	800-1000 fl	---
1 Pferd	80 fl	100 fl	200 fl	400 fl	-----
1 Paar Stiefel	10 fl	10-14 fl	20-25 fl	40 fl	-----
1 Maß Milch	12 Kr	-----	36 kr	1 fl 30 kr	-----
Tageslohn für 1 Mäher	----	----	1 fl 30	3 fl	-----

Diese ungewöhnliche Preissteigerung wurde nicht nur durch die Mißernten, sondern auch durch die Einführung des Papiergeldes hervorgerufen. Seit 1762 hatte die Regierung Papiergeldscheine, sog. "Bankozettel", im Wert von 5 und 100 Gulden herausgegeben. Je höher die Staatsschulden stiegen, um so mehr Bankozettel wurden in Umlauf gesetzt. Die Staatsschuld war 1807 auf über 700 Millionen angewachsen. Geschäftstüchtige Leute begannen nun einen gewinnbringenden Geldhandel zu betreiben, indem sie Gold- und Silbermünzen für den doppelten und dreifachen Betrag in Papiergeld ankauften. Dadurch verlor das Geld an Wert, und wurde leichtfertig ausgegeben. Die Preise stiegen auf das fünf- und mehrfache, weil das Geld keinen Wert mehr hatte. Im Jahre 1810 traten neben Bankozettel sog. Einlösungsscheine, die die ersteren ersetzen sollten. Am 3. März 1811 wurde angeordnet, daß die Bankozettel nur noch bis zum letzten Januar 1812 gültig seien. Bis zu diesem Tage mußten sie gegen Einlösungsscheine im Verhältnis 1:5 umgetauscht werden. Durch diesen Geldumtausch verloren die Leute  $\frac{4}{5}$  ihres Vermögens, wodurch viele in bittere Armut versanken. Am meisten litten unter dieser Maßnahme die Gehaltsempfänger, weil alle Kassen leer blieben.

Als der ungarische Reichstag dagegen Stellung nahm, wurde er aufgelöst. Das gleiche Schicksal wurde dem Landtag von Siebenbürgen zuteil, als er diese Maßnahme der Regierung tadelte und seiner Besorgnis um das Wohlergehen des Landes Ausdruck gab. Er wurde auch aufgelöst und 23 Jahre nicht mehr einberufen.

Vom Zehnten, der vom Ertrag des Grundes den Pfarrern gegeben wurde, ist schon mehrfach die Rede gewesen. Auch davon, daß derselbe manchen Mächtigen im Lande dazu verlockte, den Versuch zu unternehmen, einen Teil davon - oder wie Gabr. Bathori den ganzen Zehnten - an sich zu bringen. Schon früh - nach J.M. Salzer schon im 14. Jahrhundert - gab es Geistliche, die dem vielseitigen Druck dadurch auszuweichen suchten, daß sie einen Teil davon an den Fürsten verpachteten. Sie hofften dadurch auch auf eine größere Genauigkeit bei der Einhebung des rest-



lichen Zehnten, wurde er doch erst nach derselben geteilt. Nach 1580 war der Fürst Pächter einer Zehntquarte von allen Geistlichen. Obwohl der Landesherr bei ihrer Verpachtung schriftlich versichert hatte, daß sie, wenn er sie nicht mehr brauche, wieder an die Pfarrer zurückfallen solle, wurde sie im Jahre 1612 an den Fiskus übergeben. Von Anbeginn ging man mit den Bauern nicht sehr schonungsvoll um, sondern zwang sie die Erträge dem Fürsten dorthin zu führen, wohin er bestimmte. Die Fuhrleute wurden aus Beiträgen der Gemeindeglieder entlohnt, ebenso die Fässer für den Zehntwein gekauft und in Stand gehalten. Oft gingen sie verloren und mußten ersetzt werden. Der Fiskus, die Steuerbehörde, behielt die sog. Fiskalquarte entweder selbst, oder verschenkte sie an ungarische Schulen, katholische Geistliche, oder - wie im Falle Birt-hälms - an die Jesuiten in Klausenburg.

Bald mußte man Wege suchen den Bauern diese Last zu erleichtern. Darum verhandelte man mit den Empfängern und löste die Zehntquarte in Geld ab, oder man verkaufte die Frucht im Ort und kaufte am Bestimmungsort andere. Der Wein konnte nie abgehandelt werden. Er war zu gut, als daß jemand darauf verzichtet hätte. Im Jahre 1810 lieferte Birt-hälms davon 1480 Eimer, d. i. 37 Fässer, wofür je Faß 100 fl Fuhrlohn bezahlt wurde. Nach dem Zehntverzeichnis des Pfarramtes von Großkopisch betrug eine Quarte des Weinzehnten etwa 600 Eimer, oder 15 Fässer zu je 40 Eimern, dazu kam der Fuhrlohn und die Fässer.

Nach der Verpachtung eines Viertels an den Fürsten kamen fremde Zehntner in die sächsischen Dörfer, denen man ein nicht geringes Taggeld geben mußte. Sie handelten oft nach Willkür. Aus dieser Aufreihung kann man ermessen, was für eine schwere Belastung die Fiskalquarte für unser Volk bedeutete.

Eine ähnlich schwere Last war die Salzvector. Sie bestand darin, daß die Orte des Mediascher Stuhles Salz von Maros Uivár nach Karlsburg (Maros porto) führen mußten. Dort wurde es auf Schlepper verladen und auf dem Wasserweg nach Ungarn geführt. Die Schuldigkeit des Mediascher Stuhles bestand in der Zufuhr von 37.000 Ztr. Salz, die auf die einzelnen Gemeinden

aufgeteilt wurden. Birthälm hatte 2.418 Ztr. zu führen. Da Großkopisch immer halb so große Leistungen zu erbringen hatte, kann angenommen werden, daß es etwa 1.200 Ztr. zu transportieren verpflichtet war. Auch diese Fuhren wurden von der Allgemeinheit getragen. Auch hier ging man dazu über, das Salz von dort ansässigen Ungarn transportieren zu lassen. Eigene Fuhrleute hatten auf der Rückfahrt das für die Dorfbewohner nötige Salz mitgebracht. Das mußte nun bezahlt werden. Die Bestimmung des Andreanischen Freibriefes, wonach die Bewohner des Königsbodens sich zweimal im Jahr kostenloses Salz holen durften, war schon früh in Vergessenheit geraten. Der Preis des Salzes stieg bis 1810 auf 4 fl 50 kr für den Ztr.

Zur Hebung der Landwirtschaft wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh. die Güterzusammenlegung oder Kommassation propagiert. Sie war notwendig geworden, weil eine fortschrittliche Bewirtschaftung aus drei Gründen nicht möglich war:

- a) wegen der großen Zersplitterung des Grundbesitzes,
  - b) weil es keine Wege zu den Grundstücken gab,
  - c) weil eine Bodenverbesserung bei den kleinen Flächenmaßen nicht möglich war.
- Darum erschien 1883 in Wien ein Gesetz betr. die Commassation landwirtschaftlicher Grundstücke. Von vielen Bauern wurde sie aber verabscheut. Das geschah nicht nur aus dem natürlichen Hang am Alten festzuhalten, oder aus Schwerfälligkeit, sondern wegen der bösen Erfahrungen, die andere Gemeinden damit gemacht hatten. In den Dörfern, die früher hörig waren, hatten die ehemaligen Grundherren darauf gedrängt, ihren Boden von dem der Bauern zu separieren. Durch ihren Einfluß, den sie dabei geltend machen konnten, erhielten sie den besten Grund des Hatterts, wodurch die Bauern so sehr benachteiligt wurden, daß sie schlechter dran waren, als vorher. Des weiteren war das Verfahren langwierig und teuer. Aus diesen Gründen waren auch die Großkopischer Bauern größtenteils dagegen. Die Fortschrittlicheren des Dorfes, mit dem Ortsnotär an der Spitze, hatten die Vorteile derselben erkannt und übten Druck aus. Das Brachfeld wurde gesperrt und zwangsweise angebaut. Darum waren die Bauern gezwungen das Vieh im



Stall zu füttern, denn die Weide war zu klein. Weil sie keine Futtermittel besaßen, mußten sie den Viehstand verringern, wodurch sie weniger Dünger erzeugten. Aber auch diese geringe Menge konnte nicht auf's Feld geführt werden, weil es keine Wege gab. So willigte denn die Mehrheit in die Kommassation ein. In den vier Jahren, welche sie in Anspruch nahm, war der Boden vernachlässigt, das Vieh aus Futtermangel und zur Deckung der Kosten der Kommassation dezimiert, so daß es neben dem Dünger auch an Zugvieh, und dem - gerade für den wirtschaftlichen Neuanfang - so dringend benötigten Kapital fehlte. Die kleineren Bauern waren verarmt, und es dauerte Jahre, bis sie sich erholten. Dies war mit ein Grund dafür, daß die von der Reblaus vernichteten Weingärten nicht mehr zur Gänze neu bepflanzt werden konnten. 1930 waren noch 300 Joch wüst, der Rest teilweise mit Direktträgern bepflanzt worden.

Als 11 Jahre später der 1. Weltkrieg ausbrach, waren die Wirtschaften noch nicht konsolidiert, weil das nötige Geld und junge Arbeitskräfte gefehlt hatten, denn wieder war eine ganze Reihe junger Männer über das große Wasser gefahren. Nun wurden andere 70 zu den Waffen eingezogen. Weder dieser neue Arbeiterausfall, noch die Requirierungen für die Armee waren dazu angetan die Krise zu überwinden. An Versuchen aus dem Tief herauszufinden hatte es nicht gefehlt. So hatte Georg Mantsch d.Ä. im Pfaffeln mit der Erzeugung von Pottasche begonnen. Er war bis ins Harbachtal um Asche gefahren und hatte sein Erzeugnis dafür umgetauscht. Es hatte aber nicht lange gedauert, da wurde sein Unternehmen unrentabel, weil größere Betriebe billiger erzeugten. Von seinem Streben nach Überwindung der wirtschaftlichen Not blieb nur noch die Bezeichnung Pottaschehof (sächsisch: poudažhœuf) für sein Anwesen, das diesem Zweck gedient hatte. Die Ruinen davon wurden Ende der fünfziger Jahre von seinen Erben abgetragen.

Mit großem Eifer gingen die Bewohner der Gemeinde daran den Verlust der Weingärten durch Obstpflanzungen mindestens teilweise zu ersetzen. Nun, wo der Besitz des Bodens durch die Kommassation das ganze Jahr hindurch gesichert war, wurde je-

der wüste Rain, jede dafür geeignete Wiesenfläche, die nicht unter den Pflug genommen werden konnte, mit Obstbäumen bepflanzt. An Pfarrer Carl Werner hatten sie darin nicht nur einen guten Berater, sondern auch ein aneiferndes Beispiel, hatte er doch den 89a großen Pfarrgarten zu einer Musterpflanzung gemacht. In kürze wuchsen in Großkopisch die besten Birnen- und Apfelsorten, von ausgezeichneter Schmackhaftigkeit. Der Siebenb. Sächsische Landwirtschaftsverein trug zu dieser Entwicklung mit bei. Der Ortsverein unterhielt unterhalb des Dorfes, im Pfaffeln, eine Baumschule, pflanzte eine Obstanlage unterhalb der Burgkoppe, und schaffte zur Pflege der Obstbäume eine gemeinschaftliche Baumspritze an. Noch zu Beginn des 2. Weltkrieges wurde wertvolles Obst erzeugt, das von Händlern gerne für den Export gekauft wurde. Danach vermehrte sich aber die Blutschildlaus (San Josélaus) so stark, daß nur ein geringer Bestand an Obstbäumen übrigblieb.

Die Enteignung von 1945/46 machte dem individuellen Streben der Sachsen in der Landwirtschaft ein Ende. Sie wurden bis auf sechs Wirte ihres gesamten beweglichen und unbeweglichen Vermögens beraubt, zu rechtlosen Tagelöhnern der rumänischen Bauern erniedrigt, oder mußten als Landarbeiter auf der Staatsfarm, die den nach der Bodenzuteilung übriggebliebenen sächsischen Grund, die sog. Staatsreserve, bewirtschaftete, ihr karges brot verdienen. Das war der an den Waldhüttener Hattert angrenzende Boden im Schieret, Alzeln, Schreveln, Rotseln und am Fuchsberg, der zum Teil mit Feldfrüchten bebaut wurde. Im Rotseln wurde Hopfen und am Fuchsberg Obstbäume gepflanzt. Später wurden im Alzeln Viehställe und eine Hopfentrockenanlage gebaut. Dort fanden einige Männer eine feste Anstellung, während Frauen als Saisonarbeiterinnen beschäftigt wurden.

Nach der Gründung der Kollektivwirtschaft im Jahre 1951 wurde ihr ein Teil der Weingärten übergeben. Wenn man sich vor Augen hält, daß von den andersnationalen Mitgliedern nur eine einheimische rumänische Familie, aber vier Kolonisten aus dem Erzgebirge und drei Zigeuner, die niemals Weinberge besessen



und gearbeitet hatten, waren, kann man verstehen warum die Reben vernachlässigt wurden. Als nach der Zwangskollektivierung alle Weingärten der nun Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft genannten Kollektive übergeben wurden, gingen sie mit Ausnahme geringer Flächen im Munzeln und an der Burg zugrunde. Ursache dafür war der Mangel an Arbeiterinnen, die den Rebenschnitt verstanden, und an Männern, die ein rechtzeitiges Spritzen der Rebstöcke gegen die Peronospora (Mehltau) bewältigen konnten. Als den jüngeren Dorfbewohnern der Zuzug in die Städte erlaubt wurde, wanderten alle Männer, soweit sie gesund waren und die entsprechende Schulbildung besaßen in die Industrie ab. In der Kollektivwirtschaft blieben nur alte und behinderte Männer, solche ohne Schulbildung, und Frauen, die die Arbeit nicht mehr bewältigen konnten. Dadurch sanken Ertrag, Einkünfte der Mitglieder und auch die Renten der Alten, die von der Wirtschaft im Verhältnis zu den Einkünften ausgezahlt werden. Der Staat unterstützt die Wirtschaft in der Arbeit mit seinen Maschinen, doch dadurch fallen die entsprechenden Tagewerke aus, das heißt, daß die Arbeiter durch diese Hilfe, so absurd es klingen mag, benachteiligt werden. Sie können nur noch bei der Pflege der Hackfrüchte etwas verdienen. Weil die Heumahd an den Berghängen mit Maschinen nicht durchgeführt werden kann, werden dafür fremde Männer gegen hohen Lohn eingesetzt, wodurch das Einkommen der Wirtschaft verringert wird. So sind die Leute, die nicht ein Familienmitglied in der Industrie beschäftigt haben, gezwungen, vom Ertrag des persönlichen Loses von 15 a zu vegetieren.

Zwecks Belebung der Wirtschaft unserer Bauern wurden nach 1885 auf allen Gemeinden Spar- und Vorschußvereine Raiffeisen gegründet, so auch in Großkopisch. Diese Vereine sollten unser Volk zum Sparen anleiten und es gegen Wucher schützen. Sie wurden vom Raiffeisenverband, der seinen Sitz in Hermannstadt hatte, beraten und überwacht. Geleitet wurden sie von eigenen Mitgliedern und standen in Verbindung mit der Hermannstädter Sparkasse, wodurch sie die Möglichkeit hatten den Bauern Kredite zu einem tragbaren Zinsfuß zu vermitteln. Durch diese

Einrichtung wurde auch in Großkopisch vielen geholfen. Der rumänische Staat machte nach dem 2. Weltkrieg auch dem Raiffeisenverein, zusammen mit allen andern Kreditinstituten des Landes ein Ende. Ein Konsumverein, der mit dem Kapital der Mitglieder in der Zwischenkriegszeit gegründet wurde, hatte kurze Dauer. Mangel an Umsatz und Unfähigkeit der Verkäufer ließ ihn bald eingehen. Zu anderen Unternehmen genossenschaftlicher Art war es nicht gekommen. Der Ackerboden wurde mit Zugvieh bestellt, die Frucht mit Sichel und Sense geerntet, erst mit dem Flegel, danach mit einer Göpel- und fünf Handdreschmaschinen gedroschen und mit acht Trieuren gereinigt, bis sie von zwei Dreschmaschinen mit Benzinmotor abgelöst wurden. Zum Mahlen der Frucht wurde jahrhundertlang die Wassermühle oberhalb des Dorfes benützt, die der Gemeinde gehörte und vom Wasser des alten Weihers betrieben wurde. Im Jahre 1788 baute die Evang. Kirchengemeinde eine eigene Wassermühle an der Grenze zu Waldhütten. Als aber ein Waldhütter nur einige hundert Meter davon entfernt auf seinem Grund eine moderne Mühle baute, gingen beide Wassermühlen ein. Heute ist kaum noch ihr einstiger Standort auszumachen. Die Mauerreste der Kirchenmühle wurden beim Saalbau verwendet. Anfang der dreißiger Jahre kaufte die Familie Melzer 3/4 der Motormühle an. Sie wurde abgetragen und in der Kleinen Gasse wieder aufgebaut. Dort können die Dorfbewohner sich heute noch ihr Maismehl herstellen lassen.

Als der 2. Weltkrieg 163 Männer und Frauen der heimatischen Wirtschaft entriß, waren Alte und Kinder in die Schranken gefordert und mußten die Wirtschaft bestellen. Als sie aber 1945 durch die Enteignung mittellos wurden, standen sie buchstäblich vor dem Nichts. Doch gerade in dieser Zerreißprobe stellten sie ihre innere Kraft und Tragfähigkeit unter Beweis. Nach dem Jahr 1950 fanden einige Arbeit auf dem Staatsgut, in der Kollektivwirtschaft, im Wald und in der Bürstenbinderei in Birthälm. Die meisten mußten sich jedoch eine Arbeit in der Stadt suchen und wanderten ab. Die Jungen und Mädchen machten eine Berufsausbildung mit, wodurch sie qualifizierte Arbeiter wurden, oder besuchten eine höhere Schule. So stehen heute



alle Männer und auch viele Frauen in gesicherten Stellungen, während Frauen, die Kinder zu betreuen haben, neben ihrer Hausarbeit im Tagelohn auf dem Staatsgut von Waldhütten, oder auf der Kollektivwirtschaft für Naturallohn einen Nebenverdienst suchen. Mit dem Ertrag ihrer Arbeit sichern sie einen Teil des Lebensunterhaltes für die Familie. Viele können durch Fleiß und Sparsamkeit sogar einige Ersparnisse beiseitelegen. So ist ihre materielle Existenz gesichert. In großer Not leben aber die Alten, die keine Kinder haben, die sie unterstützen können, weil sie eine zu kleine Rente haben. Für die jungen Menschen wird die Beschaffung der Dinge des alltäglichen Lebens oft zur Belastung des Gewissens, mit ein Grund dafür, daß man die Heimat aufgibt. Hat man das nicht schon getan?! Man plant nicht mehr für die Zukunft im eigenen Dorf, sondern wartet auf einen Wandel, der nie kommen wird, weil nichts und niemand das Rad der Geschichte jemals zurückzudrehen imstande war. Das wissen die meisten und suchen das Leben unter den gegebenen Verhältnissen zu meistern. Der Wille dazu ist der erste Schritt zum Erfolg.

